

Im dritten Kapitel gibt Ellen G. Levine vielfältige, z. T. sehr persönliche Praxiseinblicke in verschiedene Anwendungsfelder und settings der Expressive Arts Therapy (Ausbildung, Therapie, Supervision). Die beschriebenen Beispiele beinhalten u. a. analytische Kinderpsychotherapie, „Clowning“, Erziehungsberatung, Mutter-Kind-Therapie, den Einsatz eines „calm down chair“, multidisziplinäre Ausbildungssupervision und langjährige kunsttherapeutische Begleitung. Inwiefern die beschriebenen Interventionen spezifisch der Expressive Arts Therapy zuzuordnen sind, bleibt angesichts dieser Vielfalt unklar. Das einzige musiktherapeutische Fallbeispiel aus einem klinischen Arbeitsfeld umfasst nur eine Seite und bleibt entsprechend blass.

Im vorgestellten Buch ist nicht von Therapeuten, sondern von „facilitators“ oder „change agents“ die Rede, und die Grenzen zwischen Therapie, Lebensbegleitung, Ausbildung, künstlerischer, beruflicher und persönlicher Weiterentwicklung werden als fließend beschrieben. Insgesamt scheint der Fokus überwiegend auf einer Anwendung in Ausbildung, Selbsterfahrung, Lehrtherapie und Persönlichkeitsentfaltung mit motivierten, reflektierten und introspektionsfähigen Erwachsenen zu liegen. Das Buch wird vermutlich vor allem MusiktherapeutInnen ansprechen, die in diesen Anwendungsfeldern arbeiten und am therapeutischen Einsatz anderer Medien als Musik bzw. intermodalen Transfers interessiert sind.

Sina Glomb, Diplom-Musiktherapeutin (FH), Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie der Fachklinik Schleswig. s.glomb@gmx.de

Peter Fonagy/György Gergely/Elliot L. Jurist/Mary Target: Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Klett-Cotta, Stuttgart 2004, 572 Seiten, EUR 44,-, ISBN 3-608-94384-6

Wie entstehen Denken und Fühlen? Wie verläuft der Prozess, in dem das „Selbst als mentaler Urheber aus der interpersonalen Erfahrung, insbesondere aus der Beziehung zum primären Objekt, auftaucht“? (ebd. 12). Die Autoren- und Forschungsgruppe* um Peter Fonagy stellt eine psychoanalytisch-intersubjektiv ausgerichtete Theorie des Geistes vor, die sich mit den Nachbardisziplinen wie den Kognitionswissenschaften und der Verhaltensgenetik auseinander setzt und einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand gibt. Die Darstellung gliedert sich in drei große Bereiche, die als theoretische, entwicklungspsychologische und klinische Perspektiven mit umfangreichem Quellenmaterial und mit Fallstudien ausgebreitet werden. Um es vorweg zu nehmen: eine Überblicksrezension kann gar nicht allen Aspekten dieses Werkes gerecht werden. Sowohl die wissenschaftlichen Bezüge und Verweise, die Quellen- und Ideenvielfalt als auch die bewegenden Fallbeispiele schaffen so viele unterschiedliche Anknüpfungspunkte, dass eine annähernde Darstellung nur in einem sehr viel breiteren und ausführlicheren Rahmen möglich wäre. Insofern soll hier der Versuch gemacht werden, einige

wesentliche Aspekte herauszustellen und eine mögliche Relevanz für die Musiktherapie zu begründen.

Ein zentraler Begriff ist – wie schon aus dem Buchtitel hervorgeht – der Begriff der Mentalisierung, der im ersten Teil des Buches behandelt wird. Im Grunde muss man hier von einem vielschichtigen Mentalisierungskonzept sprechen, das sowohl vom theoretischen her als auch durch Untersuchungen und Fallbeispiele dargestellt wird. Dieses Konzept stellt in gewissem Sinne eine Weiterführung der psychoanalytischen Symboltheorien dar, da es reflektiert, wie die Repräsentation der Welt in unserem Bewusstsein entsteht und organisiert wird. Das Spannende an diesem Mentalisierungskonzept ist die Ausgangshypothese, dass der Geist etwas ist, was nicht vorgefunden wird, sondern entdeckt werden muss. Die Autoren betonen ausdrücklich, dass sie hier „radikal mit dieser dominierenden philosophischen Tradition (*dass das Gewahrsein mentaler Urheberschaft eine angeborene Fähigkeit sei, M. K.*) brechen“ und statt dessen die These vertreten, dass es „sinnvoller und ergiebiger sei, mentale Urheberschaft als eine sich entwickelnde und konstruierte Fähigkeit zu begreifen.“ (ebd. 11) Dabei ist es ein komplizierter Weg, wie der Säugling und das Kleinkind aus dem sichtbaren und erlebbaren Verhalten zu der Einsicht gelangt, dieses beobachtbare Verhalten als Anzeichen für das Vorhandensein mentaler Zustände zu verstehen. Wobei diese ‚Umsetzung‘ nicht nur für die Wahrnehmung anderer Personen gilt, sondern auch in Bezug auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers und der eigenen Bewegungen und Empfindungen muss der Säugling erst lernen, diese Erfahrungen als Zeichen für mentale Zustände zu erkennen. Demnach bezeichnen die Autoren die Fähigkeit, hinter menschlichem Verhalten das Gegebensein seelischer Zustände bei sich und bei anderen zu erkennen, als Mentalisierung. Dieser Prozess beginnt mit ca. 1,5 Jahren und ist mit ca. 4 Jahren so weit abgeschlossen, dass das Kind die weiter gehende Fähigkeit entwickelt hat, über vermutete seelische Zustände nachzudenken. Es verfügt dann nicht nur über ein mentales, sondern auch über ein repräsentationales Weltbild mit der Fähigkeit, den subjektiven Charakter seiner geistigen Hervorbringungen zu durchschauen. M. a. W.: das Kind beginnt zu verstehen, dass auch Gedanken und Vorstellungen die Welt nicht abbilden oder widerspiegeln, sondern dass es sich dabei eben auch um Produktionen oder subjektive Schöpfungen handelt. Das Kind weiß dann nicht nur z. B., dass es träumt und dass die Träume im Kopf sind, sondern es kann auch über Träume und Gedanken nachdenken (Denken über Denken) und so verstehen, dass Vorstellungen nicht ein Abbild der Welt sind, sondern die Welt oder Ausschnitte repräsentieren.

Die einzelnen Schritte und Entwicklungswege hier nachzuzeichnen, würde viel zu weit führen. Aus Sicht der Forschungsgruppe lassen sich jedoch zwei Entwicklungslinien zeigen. Die erste folgt einem Modell der Affektspiegelung, wobei das Kind hier lernen muss, unspezifische innere Wahrnehmungen durch ‚Markierungen‘ (dieses sind quasi übertriebene Affektantworten der Eltern und damit be-

deutungsvoll empfundene Heraushebungen) mit dedizierten Emotionsausdrücken wie Freude, Traurigkeit oder Ärger in Beziehung zu bringen. Durch die Übertreibung erfährt das Kind, dass hier etwas dargestellt und nicht nur etwas Eigenes (also ein Gefühl der Eltern) ausgedrückt wird. Mit ca. 1 bis 1,5 Jahren erweitert sich der Horizont des Kindes über die unmittelbare Kommunikation hinaus, und die Erforschung der Welt und die Neugier gehen dann über die nahe Gesichtsinteraktion hinaus.

Was hier im zweiten Teil und unter dem Titel „Entwicklungspsychologische Perspektiven“ als Weiterentwicklung der Affektspiegelungstheorie entfaltet wird, zeichnet sich nach Ansicht der Autoren durch ein Oszillieren zwischen zwei Zuständen aus: dem Als-Ob-Modus und dem Modus psychischer Äquivalenz. Während im Als-Ob-Modus die inneren Zustände des Kindes primär in oder an den Dingen (Objekten, Spielzeug etc.) verhandelt werden, wird im Modus der psychischen Äquivalenz das innere (Vorgestellte) so behandelt oder erlebt, als gäbe es keinen Unterschied zwischen Ding und Vorstellung. Erst mit dem Abschluss des vierten Lebensjahres kommt es dann zu einer Integration und Distanz schaffenden Reflexion beider Modalitäten, wobei der reflektierende Modus als dritter Zustand die gelungene Entwicklung vorläufig abschließt. Beide Modi – also der Als-Ob-Modus ebenso wie der Äquivalenzmodus – sind in ihrem Erleben und Gelingen jedoch in starkem Maße abhängig von der begleitenden Interaktion der Erwachsenen. Dass heißt, dass in diesen Phasen die Umweltreaktionen eine ebenso wichtige Rolle spielen wie die als ‚Markierung‘ bezeichneten Spiegelungen der früheren Kindheitsphase der ersten eineinhalb Jahre.

Von hier aus gibt es nun in dem Buch viele weiterführende Zweige: So wird z. B. die Gen-Umwelt-Interaktion diskutiert, wobei dies sicher auch ein Tribut an den enormen Druck der psychobiologischen Forschung ist. Die vorgetragenen Argumente belegen aber eindrucksvoll, dass es gute Gründe gibt, die so genannte Gen-Expression (also die Frage, wann eine genetische Möglichkeit oder Disposition ausgelöst wird) als etwas zu verstehen, was durch psychische Auslöser verstärkt oder auch gehemmt werden kann. Anders formuliert: der Nachweis, dass genetische Faktoren an dem Vorkommen einer Erkrankung beteiligt sind bedeutet nicht zwingend, dass sie auch die Auslöser dieser Erkrankung seien müssen, d. h.: die Erkrankung muss nicht allein deshalb Wirklichkeit werden. Damit wird die Umwelt- oder Sozialisationshypothese von der Psychobiologie eben nicht einfach widerlegt, sondern die Denkmodelle einer Gen-Umwelt-Interaktion müssen neu bedacht und formuliert werden. So resümieren die Autoren über das Verhältnis von Mentalisierung und Verhaltensgenetik: „Intrapsychische Repräsentationsprozesse stellen somit nicht nur die Folgen von Umwelt- und genetischen Effekten dar; vielmehr können sie selbst zu entscheidenden Moderatoren dieser Einflüsse werden.“ (ebd. 123)

Im dritten Teil des Buches geht es um die Frage, ob und wie sich beim Krankheitsbild der Borderlinestörung eine eingeschränkte Fähigkeit, mentale Zustände bei sich und anderen wahrzunehmen, auffinden und nachweisen lässt. Die Autoren gehen davon aus, dass es sich bei dieser Patientengruppe um eine Gruppe handelt, in der Misshandlungen häufig sind und vertreten die These, dass misshandelte Kinder eine „desorganisierte Bindung“ (ebd. 345 ff.) entwickeln. Diese desorganisierte Bindung führt dann dazu, dass sie aufgrund von traumatischen Erfahrungen oder traumatischer Erlebnisverarbeitung eine abwehrbedingte Hemmung entwickeln, sich mit dem Seelenleben anderer oder dem eigenen zu befassen. Diese fehlende Fähigkeit der Mentalisierung ist aber nach Ansicht der Forschungsgruppe ein entscheidender Mangel, da die ‚Einfühlung‘ oder Einsicht, die mit der Mentalisierungsfähigkeit einhergeht, ein entscheidender Faktor bei der Traumabewältigung ist. Fehlt diese Fähigkeit, so ist die Gefahr groß, dass das Trauma agiert und in mehr oder minder offener oder versteckter Weise weitergegeben wird. Gleichzeitig wird aber auch in dem Buch und in den Falldarstellungen aufgezeigt, dass Mentalisierung in der Therapie ‚gelernt‘ (i. S. von nachträglich erweitert) und damit Traumabewältigung gefördert werden kann.

Hier ist es vielleicht an der Zeit, verschiedene Perspektiven aufzuzeigen, die ein Interesse an diesem Buch begründen und die Beschäftigung auch aus musiktherapeutischer Sicht lohnenswert machen könnten. Ganz ohne Zweifel ist das vorliegende Buch in Ausbildungszusammenhängen als ein grundlegendes Lehrbuch über die Frage der Entstehung und Entwicklung des Selbst als einer mentalen Wirklichkeit oder Instanz uneingeschränkt zu empfehlen, da es einen aktuellen und historischen Forschungsüberblick mit großer Differenziertheit und Breite gibt und so wirklich ein kenntnisreiches Fundament für all die Fragen legen kann, die aus psychologischer Sicht mit den Fragen der Entstehung des Bewusstseins und des Geistes verknüpft sind. Über diese Funktion hinaus sehe ich aber noch eine weitere – und in diesem Sinne speziellere – Bedeutung dieses Forschungsansatzes für die musiktherapeutische Lehre, Praxis, und Forschung.

Wie entstehen Denken und Fühlen, was ist mentale Urheberchaft? Diese eingangs gestellten Fragen spielen in unterschiedlicher Weise ja auch im musiktherapeutischen Setting eine Rolle. Aus den Ergebnissen dieses Buches sind zwar keine unmittelbaren Handlungsanweisungen für die musiktherapeutische Praxis abzuleiten, aber die Techniken und Möglichkeiten der Affektspiegelung, der ‚Markierung‘ (i. S. der Heraushebung einzelner Bedeutungselemente) oder der Verstärkung lassen sich mit musikalischen Mitteln eindrücklich realisieren. Von daher finde ich, dass das Buch nicht nur grundlegende Kenntnisse erweitern kann, sondern auch für die Praxis und für die musiktherapeutische Forschung Anregungen und Perspektiven bietet, die eine Beschäftigung lohnenswert machen. Für die Arbeit im Bereich der Gruppe der früh gestörten Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen – die ja auch eine wichtige Klientel in der musiktherapeutischen Praxis darstellen – bietet das

Buch einen theoretischen Bezugsrahmen, auf dem sich aufbauen lässt und der die bislang vertrauten psychoanalytischen Konzepte um interessante Überlegungen und Perspektiven erweitert. Interessant in diesem Zusammenhang ist auch, dass die Autoren im Kontext dieses Krankheitsbildes den Aspekt der Misshandlung oder Traumatisierung sehr in den Vordergrund stellen und viele Überlegungen darauf gründen, dass hier beschädigte und beschädigende Beziehungen ursächlich sind, die die Fähigkeit zur Mentalisierung einschränken oder verhindern. Ich finde, dass das klassische psychoanalytische Konzept der projektiven Identifizierung unter den Gesichtspunkten der Affektspiegelung und der Mentalisierung eine neue Betonung erfährt, die auch für die Praxis eine Bereicherung darstellen kann. Von daher kann ich dieses Buch auch denen empfehlen, die nach theoretischen Anregungen und Impulsen für ihre alltägliche Arbeit suchen.

Manfred Kühn, Dipl. Musiktherapeut – Psychotherapie, Steinfurt

Jan Dosch, Tonius Timmermann: Das Buch vom Monochord. Hören-Spielen-Messen-Bauen. Reichert Verlag, Wiesbaden 2005, 183 Seiten, EUR 24,90, ISBN: 3-89500-301-8

Als ich die Ankündigung des ‚Buches vom Monochord‘ im Reichert Verlag entdeckte, war meine Freude und Hoffnung groß, dass damit diesem wundervollen Instrument gebührend Rechnung getragen würde. Handelt es sich doch um ein Musikinstrument, welches ich sehr zu schätzen gelernt habe und in meiner therapeutischen Arbeit gerne einsetze.

Es überrascht nicht, in den beiden Hauptautoren dieses Buches zwei kompetente Personen zu erkennen, die an der Wiederentdeckung und Weiterentwicklung des Monochords als Musikinstrument maßgeblich beteiligt waren. Tonius Timmermann hat zudem den Grundstock gelegt für die Neuentdeckung der musiktherapeutischen Wirksamkeit des Monochords. Er hatte im Jahr 1981 nach seinem Musiktherapie-Studium einen Prototyp aus Wien nach München mitgebracht, nach dessen Vorlage Jan Dosch erste eigene Monochorde anfertigte. Mit dem Angebot von musiktherapeutischen und harmonikalen Seminaren sowie Bau- und Spieltechnikkursen am Freien Musikzentrum München läuteten die beiden in den 80er Jahren eine regelrechte Renaissance des Monochords ein, die bis heute anhält.

„Das Buch vom Monochord“ überzeugt durch seine Vielseitigkeit und seine Liebe zum Detail. Es beginnt mit ausgesprochen fundierten musikhistorischen und musiktheoretischen Ausführungen sowie einer grundlegenden Einführung in das harmonikale Denken. Die bedeutsame Rolle dieses Instruments für die Musiktheorie wird vor allem in den Ausführungen zur historischen Entwicklung des Monochords deutlich: ursprünglich durch die experimentellen Messungen von Pythagoras bekannt geworden, hat das Monochord bis heute eine zen-